



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ratzel, Friedrich: Die Amerikaner

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Amerikaner



Das so betitelte Buch*) ist der großen Aufgabe gewidmet, zwei der größten Völker der heutigen Kulturwelt einander näher zu bringen, verständlicher zu machen. Wir haben in diesen Hefen die Bücher von Polenz, Goldberger und andern besprochen, die auch diese Angelegenheit fördern wollen. Sie alle überragt Münsterberg in dem einen, daß er seit vielen Jahren mitten im amerikanischen Leben steht, und daß er darum doch Deutschland kaum weniger gut kennt, wo er geboren und gebildet worden ist, dessen Schulung ihm zu der rühmlichen Stelle eines Professors an der Harvard-Universität verholfen hat.

Trotzdem daß Professor Münsterberg gleich nach dem Erscheinen seines Buches von deutscher Seite heftig angegriffen worden ist, stellen wir uns die Aufgabe, sein Buch ganz unbefangen zu betrachten. Einige von diesen Angriffen haben uns eher geneigt gemacht, dem Verfasser von vornherein mit der Überzeugung zu begegnen, daß er sich alle Mühe gegeben habe, gerecht, unvoreingenommen zu sein. Die Stellung der Deutschamerikaner zu den Amerikanern und die Stellung des deutschen Volkes im ganzen in der heutigen Kulturwelt sind so verwickelt, daß viele andre gar nicht den Mut gehabt hätten, daran zu greifen. Es ist unmöglich, die Mängel gerade der Deutschamerikaner zu übersehen, und es ist ebensowenig möglich, die Nachteile zu verkennen, denen die Stellung der Deutschen in der Welt im allgemeinen ausgesetzt ist. Es müssen bittere Wahrheiten gesagt werden, wenn von diesen Dingen ehrlich geredet werden soll. Eine andre Frage ist es, ob gerade ein deutscher Professor, dessen Zukunft offenbar in seinem rückhaltlosen Anschluß an das amerikanische Kulturideal liegt, der berufenste sei, einen Vergleich zwischen seinen neuen und seinen alten Landsleuten zu ziehn. Wird er nicht geneigt sein, die Verhältnisse, die er hinter sich hat, durch die Brille der neuen zu betrachten, in deren Mitte und denen so nahe er steht, daß er vielleicht gar nicht die richtige Perspektive für ihre Beurteilung finden kann?

Eine ganz andre, größere Frage ist die: Ist es überhaupt möglich, die Seele eines Volkes zu analysieren, das so im Werden ist wie das nordamerikanische? Verändert nicht in einem werdenden Volke das Emporwachsen immer neuer Schichten zur tätigen Oberfläche beständig die Kräfte, die aus dem Innern heraus strahlen und wirken? Die Einwanderung, die Ausbreitung

*) Die Amerikaner. Von Hugo Münsterberg, Professor an der Harvard-Universität. 1. bis 3. Auflage. Erster Band: Das politische und wirtschaftliche Leben. Zweiter Band: Das geistige und soziale Leben. Berlin 1904, E. S. Mittler und Sohn. Besprochen von Friedrich Nagel — der letzte Artikel, den er für die Grenzboten geschrieben hat.

über neue Gebiete, das Arbeiten unter neuen Verhältnissen und auf neue Ziele hin, müssen sie nicht ein solches Volk bis in die Grundlage hinein umgestalten? Und zum andern: wo sind die geschichtlichen Erprobungen, die uns bei den Völkern mit alter Geschichte gleichsam in einer Reihe sinnvoller Experimente das innerste Wesen, Wollen, Können sehen und verstehn lassen? Ich will nicht sagen, daß ohne diese Versuche, die die Geschichte mit einem Volke anstellt, dessen Seele überhaupt nicht erfasst und nicht erkannt werden könnte; wir müssen ja auch Völker beurteilen, die fast keine Geschichte haben. Aber wenn man sieht, welche Kräfte der Kampf gegen die Sklaverei in dem Volke der Vereinigten Staaten erst frei gemacht hat, und was sie gewollt und gewirkt haben, geht man doch mit einem gewissen Zagen an die Aufgabe hinan. Gerade diese weltgeschichtliche Erprobung hat gezeigt, was alles in einem jungen Volke schlummert. Wer hätte geglaubt, daß der damals noch so recht junge Westen einen Lincoln erzeugen, einen Grant heranbilden könnte? Und auf der andern Seite: Wen hat nicht die Wendung auf kriegerische Unternehmungen und koloniale Ausbreitung, die in wenig Jahren drei der wertvollsten Inselbesitzungen: Hawai, Kuba und die Philippinen samt Portorico und einem Teil von Samoa in die Hände der Amerikaner brachte, wie ein unerwartetes und folgenreiches geschichtliches Ereignis getroffen? Die Vorbereitung dieser Aktionen, die Stimmung, aus der heraus sie gemacht worden sind, ihre Durchführung und einstweilige Ausnützung liefern in der That eine Fülle von Beiträgen zur Beurteilung des politischen Charakters des Volkes der Vereinigten Staaten, und wir haben gesehen, daß sie nicht bloß Zeitungsschreibern sondern auch Staatsmännern das Konzept verrückt haben. Nur meine ich, diese Beiträge seien nicht ganz gleichwertig und müßten wohl gesichtet werden, ehe man weittragende Schlüsse darauf gründet. Man muß vor allem wissen, was die Presse wert ist, auf deren Äußerungen sich in der Regel die Urteile über die politischen Motive eines Volkes zuerst stützen. Und ebenso muß das Verhältnis der Politik, die in dem Parlamente gemacht oder vielmehr gesprochen wird, zu der Politik der Staatsmänner verstanden werden. Das ist aber noch nicht alles. Gerade in den Vereinigten Staaten von Amerika gibt es große Gruppen, die weder im Repräsentantenhaus oder Senat noch in den Zeitungen zur Rede kommen. Wir haben manches Beispiel davon in den letzten Jahren gehabt. Der einzige Fall, wo die Politik der Vereinigten Staaten von Amerika bei uns in Deutschland ein weitverbreitetes Mißfallen und Mißbehagen erregte, war der spanisch-amerikanische Krieg, mehr noch seine Einleitung als seine Fortführung. Die Gründe dafür sind von einigen wenigen ruhig denkenden Amerikanern in gerechter Weise gewürdigt worden, voran von dem amerikanischen Botschafter in Berlin, Mr. Andrew White,^{*)} dem ja beide Völker so manches tiefgedachte und warmgefühlte Wort zur rechten Zeit verdanken. Diese begriffen recht wohl, daß die Sympathien vieler Deutschen auf der schwächern Seite waren, also auf der spanischen. Daß viele von unsern Zeitungen weit darüber hinaus und überhaupt über jedes ver-

^{*)} Vergl. Andrew Whites Brief an die Newyorker Staatszeitung, abgedruckt in der Allgemeinen Zeitung 1898, Nr. 226.

nünftige Ziel hinausschossen, indem sie uneingedenk der Lage Kubas an der wichtigsten Zugangsstraße zum Mississippi-land und der seit Jahrzehnten immer reger gewordenen Beziehungen zwischen dieser reichen Insel und den Vereinigten Staaten von Amerika, ohne Erinnerung auch, wie es schien, an die Mißwirtschaft der Spanier auf Kuba, die Einmischung der Vereinigten Staaten wie eine vom Baum gebrochne politische Freveltat beschwerten, konnte man uns gerade in Amerika nicht zur Last legen, dessen Presse sehr oft schon Deutschland nicht freundlich behandelt hatte, wobei die Ursache genau dieselbe war: die Unwissenheit oder vielmehr die Unfähigkeit, den notwendigen Unterschied zu machen zwischen den dauernden Wachstumsbestrebungen eines Volkes, die in seiner Lage und Geschichte liegen, und den Methoden der journalistischen und der diplomatischen Vorbereitung und Inszenierung einer Aktion. Doch besteht dabei der Unterschied, daß die deutsche Presse im allgemeinen ihre eignen Ansichten ausspricht, während die amerikanische mit unter dem Einfluß von englischen und internationalen Hetzern steht, zu deren richtiger Abschätzung ihr die Kenntnisse fehlen und vielleicht noch öfter, wenn der Dollar rollt, das Gewissen.

Es ist zu bedauern, daß solche merkwürdigen Phänomene nicht genau untersucht und in ihrer ganzen Nacktheit vorgezeigt werden. Man könnte sich damit ein wirkliches Verdienst um die politische Bildung beider Völker erwerben. Schon eine Sammlung der stärksten Lügen, die sich die amerikanischen Blätter aus Deutschland, England, Samoa, China in den letzten vier Jahren haben telegraphieren lassen, wäre sehr lehrreich. Eine Seeschlacht zwischen deutschen und amerikanischen Schiffen vor Samoa, die Abfahrt des Geschwaders des Prinzen Heinrich statt nach China nach den Vereinigten Staaten, die Beleidigung des amerikanischen Botschafters im deutschen Reichstag durch Reichstagsabgeordnete: das sind nur einige von den zahllosen Lügen, die hinübertelegraphiert wurden. Es ist System in diesen Verleumdungen, die merkwürdigerweise damals gerade nach der im Grunde so wenig bedeutenden und sachlich so gerechtfertigten Demonstration deutscher Kriegsschiffe vor Port au Prince so massenhaft auftraten. Deutschland hatte sich früher nie des Wohlwollens der nordamerikanischen Presse erfreut. Sogar Frankreich steht im allgemeinen dem Durchschnitt der amerikanischen Intelligenz näher als Deutschland. Auch ein politisch und wirtschaftlich so hochstehendes Blatt wie die Wochenschrift „Nation“ läßt das erkennen. Was ist mit der Monroelehre, die man nun bald berichtigt nennen kann, für Mißbrauch zu Deutschlands Ungunsten getrieben worden! Was Münsterberg darüber sagt, ist vortrefflich. Wer das ganze Buch nicht systematisch lesen kann, der lese zunächst einmal das zehnte Kapitel: Probleme der äußern Politik, in dem sich der Professor als ein staatsmännisch denkender und zugleich leicht und klar schreibender Tagesschriftsteller erweist. Was er über das Verhältnis der Vereinigten Staaten zu Kanada sagt, schien uns ganz besonders einleuchtend zu sein. Und da wir einmal von der nordamerikanischen Presse gesprochen haben, möge doch noch nachgetragen sein, daß Münsterberg ihre guten Seiten doch vielleicht zu sehr ins Licht stellt, zu wenig ihren durchschnittlichen Mangel an Bildung und Wahrheitsliebe hervorhebt. Auch die besten Blätter vertreten,

was schließlich natürlich ist, eben doch nur die amerikanische Bildung, die in der Beurteilung der europäischen Angelegenheiten, auf die es uns doch hier ankommt, in der Regel von kläglicher Unwissenheit ist. Wir hier auf der andern Seite des Weltmeers haben gewiß genug über unsre Presse zu klagen, aber wir dürfen ihren bessern Organen das Zeugnis ausstellen, daß sie sich in amerikanischen Dingen nicht leicht Blößen geben, wie man sie drüben bei den besten findet, sobald es sich um Europa und besonders um das hinter England und Frankreich handelt. Wir wollen damit keineswegs andre Fehler bemänteln, deren sich die kontinentale Presse in ihrer Beurteilung amerikanischer Dinge schuldig macht. Sie gibt sich die stärksten Blößen, wenn sie die Kleinheit und die Enge der Umgebung, aus denen heraus sie die Welt betrachtet, nicht loswerden kann, denn darin enthüllt sie die Schwäche des europäischen Standpunkts überhaupt. Daß die Vereinigten Staaten so bald nach ihren Expansionsunternehmungen die Hände wieder frei bekommen haben, hat in diesen Kreisen das größte Erstaunen hervorgerufen. Die klugen Zeitungspolitiker in Europa weisagten die größten Schwierigkeiten, die den Vereinigten Staaten allein schon aus der Erwerbung Kubas und Portoricos erwachsen müßten, und meinten, ihre Hände würden dadurch so gebunden, daß ihre Allianz für lange Zeit keinen Wert mehr habe, ihre Feindschaft nicht zu fürchten sei!

Ungemein viel Lehrreiches und Erfreuliches bringen die Abschnitte „Literatur“ und „Wissenschaft“ im zweiten Bande. Auch andre haben die geistige Regsamkeit ein bezeichnendes Merkmal des Volkes der Vereinigten Staaten genannt, das wir bei andern Kolonialvölkern vergeblich suchen würden. Sei es nun die Erschließung der Bildungswege und -mittel für die Befähigten jedes Standes, die so viele tüchtige Kräfte auf allen Lebensgebieten bereit stellt, oder sei es die ursprüngliche Auswahl der Begabten und der Unternehmenden unter den Auswandern, die Alteuropa verlassen — sicherlich hat zum Beispiel das deutsche Element allein in den Achtundvierzigern einen unverhältnismäßig großen Zuwachs von Talent und Energie empfangen —, oder sei es endlich ein durch Erziehung, besonders Selbsterziehung, gesteigerter Trieb der Schöpfung und Äußerung: seit den griechischen Pflanzstädten hat sich keine Kolonie von dieser Jugend so früh zu einem so hohen Grade von geistiger Selbständigkeit emporgeschwungen. Man gibt keine Erklärung, sondern beschreibt nur die Tatsache, wenn man die freie, selbständige Persönlichkeit als das Eigentümlichste des jungen Volkes bezeichnet.

Mit vollem Recht lenkt Münsterberg die Aufmerksamkeit darauf, daß auch auf diesem Felde die koloniale Abhängigkeit — in der schönen Literatur von England, in der Wissenschaft von Deutschland — immer mehr hinter der selbständigen Leistung zurücktritt. Er hat ganz Recht mit seiner Behauptung, die landläufigen Vorurteile widerspricht, daß in den Nordamerikanern auch die Anlagen zur Wissenschaft reich vertreten seien. Der Deutschamerikaner Rittenhaus, den Münsterberg besser ans Licht hätte stellen sollen, und der Neugländer Dana sind Beispiele von ausgesprochenen Forschernaturen, die unter schwierigen Verhältnissen und ganz unabhängig von europäischen Einflüssen ihre genialen Gedanken geschöpft haben. Ich möchte in diesem Zusammen-

hange noch auf zwei Tatsachen hinweisen, die Münsterberg nicht nach Gebühr hervorhebt. Wo der amerikanische Wissenschaftsbetrieb selbständig auftritt, ist er viel mehr dem deutschen als dem englischen verwandt. Im Amerikaner finden sich besonders zwei Eigenschaften, die man deutsch zu nennen pflegt: die unermüdlische Ausdauer und die Gründlichkeit, viel entwicklungsfähiger als im Engländer.

Dagegen wäre noch etwas andres zu sagen: Amerikaner, die ihre Wissenschaft in Deutschland geholt haben, bringen Anschauungen mit, die ihren Landsleuten nicht immer annehmbar erscheinen. Die Bedeutung des Staates für die Gesellschaft, die man in Deutschland lehrt, will man in Amerika nicht zugeben. Man sagte mir, daß sogar Holsts Wirksamkeit in Chicago darunter gelitten habe. Daß dies eine unvernünftige Anduldsamkeit ist, wird kein Amerikaner leugnen, denn gerade die Einseitigkeit der Auffassungen ist ein Fehler, den die Größe und die geographische Isoliertheit Amerikas zeitigt. Aber doch wird sich gerade in den Staats- und Gesellschaftswissenschaften ein amerikanischer Zug früh den deutschen Auffassungen entgegenstellen. Übrigens hätte hervorgehoben werden sollen, daß von Careys nationalwirtschaftlichen Ideen die besten auf unsern großen Friedrich List zurückgehn, und Morgan verdient es nicht mehr, so in der ersten Linie genannt zu werden. Eine umsichtige Beurteilung darf auch nicht die dunkle Seite der zahllosen Eigentumsverletzungen unerwähnt lassen, deren sich die junge amerikanische Wissenschaft gegenüber den europäischen schöpferischen Geistern zuschulden kommen läßt. Wie manche Ideen und Methoden zirkulieren drüben unter der Firma irgend eines strebsamen amerikanischen Sänglings — hier sind übrigens auch Damen nicht ausgeschlossen —, die sie erst kürzlich an einer deutschen Universität gelernt haben. Und diese wissenschaftlichen Fälschmünzer sind es gerade, die nicht sparsam sind mit Äußerungen der Gerings- und Unterschätzung dessen, was sie in Deutschland gesehen haben. Es sind zum Glück Ausnahmen, die die offenen, ehrlichen, anerkennungsfreundigen Beziehungen zwischen den Gelehrten, Lehrern und Hochschülern beider Völker nicht trüben können. Ausdrücklich soll Münsterbergs Ansicht unterschrieben werden, daß die deutschen Universitäten in ihrer Lehrweise schon heute von den amerikanischen lernen können.

Ich möchte mir hier eine kleine Abschweifung auf ein Gebiet erlauben, das scheinbar mit Wissenschaft nichts zu tun hat: die Industrie und die industriellen Erfolge der Amerikaner. Daß in den gehäuften Erfindungen der Amerikaner, unter denen doch nachgerade einige sehr bedeutende hervorrangen, die geniale Phantasie des Denkers, „dem etwas einfällt,“ mit wirksam sein muß, liegt auf der Hand. Daß aber auch in ihrem industriellen Betrieb ein gut Stück Wissenschaft steckt, scheint weniger bekannt zu sein. Und doch verdanken sie ihre Erfolge in der Werkzeugindustrie und der Elektrotechnik zum Teil nur der feinsten Beobachtung des Materials, des Zwecks, der Arbeitsweise und sogar des Arbeiters. Indem man diesem die verschiedensten Arbeiten zuweist, prüft man, wo seine wirklichen Fähigkeiten liegen, und beschäftigt ihn zuletzt nur in dem Zweige, für den er am besten ausgestattet ist. Von einigen Industrien, in denen Amerika sich auszeichnet, kann man in der Tat sagen, daß sie, wie die

deutsche chemische Industrie, groß geworden sind, indem sie Wissenschaft in sich aufgenommen haben. *)

Die liebevolle Forschung, die seit einer noch nicht langen Reihe von Jahren Deutsche diesseits und jenseits des Ozeans der Geschichte ihrer amerikanischen Volksgenossen gedeihen lassen — die Amerikaner gehen in der Regel ohne Verständnis, zum Teil auch mit absichtlicher Ignorierung an ihnen vorbei —, muß wohl oder übel als eine Haupttatsache der Entwicklung des Volkes der Vereinigten Staaten feststellen, daß die Eingewanderten, auch da, wo sie in der Mehrheit waren, ihre und des jungen Landes Geschichte immer nach kurzer Zeit in die Hände der Angloamerikaner übergaben (oder gleiten ließen), als seien sie überzeugt, daß diese „die Männer dafür“ seien. Und so überwiegt denn besonders im öffentlichen Leben, abgesehen von einigen Geschäftszweigen, das eingeborne Amerikanertum so entschieden, daß die Fremden darin selbst mehr hervortreten in London oder Paris, als in Newyork oder San Francisco.

A. de Tocqueville hat einmal von den Bürgern der Vereinigten Staaten gesagt, sie seien in den entlegensten Gegenden einander ähnlicher als ein Breton und ein Normanne in dem angeblich so einförmigen Frankreich. Dieser Beobachter hatte freilich nicht Kalifornien oder Neumexiko, auch nicht Texas gesehen. Er urteilt aus dem Vergleiche des Nordostens, des Südens und des Westens, den man jetzt den Alten nennt, da hinter ihm, d. h. jenseits des Mississippi, der junge Westen folgt, der sich bis zum Stillen Ozean erstreckt. Jedoch, er würde in gewissem Sinne jene Bemerkung auch heute aufrecht erhalten dürfen, wo die Grenzen des Landes so weit hinausgerückt sind. Es geht ein Zug der Ähnlichkeit durch die Bewohner, besonders die von anglo-keltischer, deutscher oder skandinavischer Abstammung, wo in den Grenzen des großen Landes ihre Wiege auch gestanden haben mag. Es muß diesem Lande eine Kraft der Umbildung und Aneignung eigen sein wie vielleicht keinem andern. Viele, sowohl Amerikaner als Fremde, haben sie ja sogar für stark genug gehalten, aus dem Menschen weißer Rasse mit der Zeit etwas Indianerähnliches auszubilden. Das ist eine Fabel, die sonderbarerweise auch in diesem Buche wieder auftritt. Ich will überhaupt nicht bei körperlichen oder seelischen Eigentümlichkeiten verweilen, die ohne Zweifel vorhanden, aber schwer zu bestimmen sind, sondern auch in diesem Falle das Greifbare in den Vordergrund stellen, nämlich die Eigenschaften, die für die Ausbildung einer einheitlichen Nation aus so verschiedenen Elementen die wichtigsten sind: die Übereinstimmung der wirtschaftlichen und der politischen Bewegungskräfte. Die Rastlosigkeit, die Energie, der Wagemut, der Weitblick, der Optimismus, die politische Unterordnungsfähigkeit sind nationale Charakterzüge vom Stillen bis zum Atlantischen Ozean. Nichts ist bezeichnender dafür, als daß die größte Periode im

*) Ich möchte nicht verfehlen, auf das mitten aus eignen Erfahrungen besonders in der Elektrotechnik heraus geschriebne Werkchen von Jul. S. West: „Die Europa, die Amerika!“ (Berlin, 1904) hinzuweisen, das viel mehr gibt, als der gesuchte Nebentitel: „Aus dem Lande der krassen Utilität“ vermuten läßt: eine sehr vernünftige, tatsachenreiche Darstellung des Industriebetriebs der Nordamerikaner in fesselnder Form.

Leben dieses Volkes, das gewaltige Ringen zwischen dem Norden und Süden an der Spitze der Nordstaaten Männer aus dem Westen fand, unter denen besonders Abraham Lincoln so typisch amerikanisch war, wie ihn der alte Nordosten nicht echter hätte stellen können. Niemand wird zweifeln, daß große Unterschiede in einem Volke herrschen müssen, das aus so verschiedenen Bestandteilen zusammenwächst und unter so verschiedenen Bedingungen lebt; das Große und Beherzigenwerte ist aber, daß darüber einigende Mächte walten, die ein Auseinanderfallen der disparaten Elemente so bald nicht erlauben werden. Zu diesen Mächten gehört nun jene aus dem Bewußtsein des weiten Raumes heraus wirkende Einheitlichkeit der wirtschaftlichen und der politischen Auffassungen und Bestrebungen, die gerade wegen ihrer Gemeinverständlichkeit so tiefe Wirkungen zu üben vermochten. Mit ihr verbindet sich die alle Teile der Bevölkerung umhertreibende und ununterbrochen mischende Beweglichkeit, die sich auch nur in einem solchen Raume äußern kann.

Die Eigentümlichkeit dieser Nation liegt eben überhaupt nicht in ihrer geschichtlichen Entwicklung, sondern in ihrer derzeitigen Stellung in der Geschichte. Daß sie in der neuern und der neuesten Zeit entstanden ist, und daß sich dieser Prozeß auf einem Gebiete von unerhörter Weite vollzogen hat und vollzieht, verleiht ihr Jugend in zwiefachem Sinne: Zugehörigkeit zu den zeitlich jüngsten Völkern und dazu noch das Jugendmerkmal des weiträumigen Lebens und den daraus entspringenden Wachstumsmöglichkeiten und Hoffnungen. Was dagegen ihre geschichtliche Entwicklung anbetrifft, so wird diese der altweltlichen immer ähnlicher werden, und diese Ähnlichkeit wird mit zunehmender Verdichtung, Städtebildung, mit Reichtum und Bildung westwärts wandern vom „alten“ Osten aus, wo sie in Massachusetts, Newyork oder Virginien schon ziemlich weit fortgeschritten ist. Massachusetts, Rhode Island, Connecticut haben sich aus völlig ackerbauenden Ländern zu einer solchen Dichte im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts entwickelt, daß sie nun zu den städtereichsten gehören. Die Frage ist nur, wieviel von den echt amerikanischen Jugendmerkmalen auf diesem Wege verloren gehn müssen. Ist der heutige Zustand nur ein Durchgangsstadium auf der Rückkehr zu Dagewesenem? Wir glauben es nicht, halten vielmehr die Ausbildung eines absolut neuen Typus von Volk und Geschichte für wahrscheinlich.

Wie eigentümlich nun auch dieses Wachstum fortgeschritten ist, wie viel Überraschendes es Europa gebracht hat, und welche verschiedenen Richtungen auch die Sympathien der Amerikaner im neunzehnten Jahrhundert eingeschlagen haben mögen, alle Wege haben doch endlich auf England, das Mutterland ihrer Sprache und Literatur, ihrer Sitte und ihres Rechts zurückgeführt. Man kann nicht bloß, man muß von einer selbständigen amerikanischen Literatur sprechen, und deren bedeutendste, eigentümlichste Werke führen nicht auf englische, sondern auf deutsche Einflüsse zurück. Aber diese amerikanische Literatur bleibt immer ein Beitrag zur Literatur der englischen Sprache. Dazu kommt, daß auch der bloß praktische Beurteiler herausfindet, die englische Sprache sei gerade die dem amerikanischen Geiste angemessenste. Und das ist so. Die geschichtlichen und die literarischen Gründe für ihren Gebrauch wögen wohl leicht,

wenn sie nicht dieses praktisch brauchbare Werkzeug wäre, kurz, klar, dabei reich genug und übrigens auch zum bestimmten Befehlen höchst geeignet. Darum besonders sagt man drüben mit so sicherer Überzeugung: Die Amerikaner sind ein englisch sprechendes Volk und müssen es inuner bleiben. Wie verschwindend sind die französischen, spanischen, deutschen, indianischen Sprachbestandteile, die das Englische in Amerika für die Dauer aufgenommen hat!

Auch der Dank für die Fülle der Gaben, womit das englische Schrifttum die englisch sprechenden Völker der Erde überschüttet, webt einen Faden über das Meer. Er ist nur für die höher Gebildeten sichtbar, aber für diese bedeutet er auch etwas. Münsterbergs interessante Mitteilungen über die zunehmende Amerikanisierung des Lesestoffs — Literatur wollen wir nicht sagen — läßt doch die Tatsache bestehn, daß von Spencer bis Mrs. Browning oder gar Kipling die englische Literatur der Bildungshintergrund Nordamerikas bleibt. Verschwindend ist der deutsche Einfluß auf die breitem Massen. Aber freilich, was Goethe für Emerson gewesen, Lessing für Lowell, das wiegt viele Romanbände auf!

Und doch sind die Amerikaner wieder etwas ganz andres. Als Byell im Jahre 1842 Kanada bereiste, bedrückten ihn wahrhaft die Engherzigkeit, der Mangel an Großmut und die Vorurteile seiner Landsleute, die himmelweit abstanden von dem großen Zuge im Leben und den Urteilen der Bürger der Vereinigten Staaten. Er fand die „Kleinstädtereie“ der Kolonie verbunden mit der Gehässigkeit des Grenzbewohners gegen seinen Nachbarn und versehen mit den übelsten Zügen des heimatlichen Charakters. „Sie kennen sehr wenig von den Vereinigten Staaten und wünschen auch nicht mehr zu wissen.“ Der hochgebildete englische Gelehrte fühlte sich eingeständnermaßen in Boston oder Newyork heimischer als in Quebek oder Toronto. Es ist auch heute nicht viel anders. Der gestiegne Einfluß der Frankokanadier hat den Unterschied womöglich verstärkt. Man kann es in den Vereinigten Staaten überall hören: Den Kanadiern fehlt der purt, nicht bloß in der Wirtschaft, sondern auch in der Politik.

Die Amerikaner sind eben doch Kinder Europas. Es ist falsch, die Vereinigten Staaten als ein Land anzusehen, das gewissermaßen einer andern Familie angehöre, als die unter monarchischer Führung herangewachsenen europäischen Staaten. Denn wenn auch in diesen zu den bildenden oder umbildenden Eingriffen mächtiger Hände, wie die Karls des Großen oder Peters des Großen waren, noch die einflußreichen Gruppen des Adels und der Armee kommen, die sich überall mit der Monarchie und durch diese ausgebildet haben, so genügt doch ein Vergleich der Schweizer mit ihren mitteleuropäischen Nachbarn, zu erkennen, wie unabhängig von ihren politischen Einrichtungen doch immer die Völker bleiben, die einem Stamm entsprossen sind, eine Kultur empfangen haben und unter demselben Himmelsstriche leben. Gerade in den Anfängen der Nationen sind die Unterschiede gering; als es Kaiser und Kurfürsten gab, waren die Siedlungen der Deutschen in den Wäldern des Ostens nicht viel anders als die der nordamerikanischen Hinterwäldler, die fünfhundert Jahre später von den jungen Kolonien am atlantischen Rande ausgingen. Außerdem zeigt uns die

Geschichte, daß in diesen dreizehn Kolonien über den Unabhängigkeitskrieg hinaus das monarchische Gefühl so stark gewesen ist, daß die Mehrzahl von ihnen sich nur widerwillig von England trennte. Und welchen guten Boden jede Aristokratie dort findet, beweist die Entwicklung und das Leben der Gesellschaft in den Vereinigten Staaten, in der das Wort Gentleman fast noch denselben Zauber übt wie in Altengland. Gerade dieses Fortleben anglokeltscher Sitte unter Verhältnissen, die ihr scheinbar so ungünstig wie möglich sein mußten, zeigt die für die Bildung der anglokeltschen Tochtervölker entscheidende Dauerhaftigkeit der gesellschaftlichen Überlieferungen.

Es ist ein Unterschied zwischen Sitten und Lebensgewohnheiten. Lebensgewohnheiten haben alle Menschen und auch die zerstücktesten Gesellschaften, in denen keiner dem andern mehr gleicht. Sitten finden wir nur in einer Gesellschaft von übereinstimmender Geschichte, Lebenslage und Lebensauffassung, und auch in dieser gedeihen sie nur, wenn ihnen eine besondere Lebenskraft eigen ist. Die Kraft der Sitten ist nun eines der englischen Erbstücke der Nordamerikaner, und sie ist in beiden Völkern nicht bloß eine soziale, sondern eine sehr bedeutende politische Kraft. Das Volk der Vereinigten Staaten wäre ohne sie nicht das geworden, was es ist.

Auf viele Leser des Münsterberg'schen Buches werden die Abschnitte über die Religion und das soziale Leben den tiefsten Eindruck machen. Für den Europäer, der Amerika nur vom Hörensagen kennt, bieten sie noch mehr Neues, Überraschendes als alle andern. Ich unterschreibe manches nicht, was da gesagt wird, und das ist natürlich. Handelt es sich doch um die tiefsten Tiefen der Volksseele. Wer möchte ohne weiteres dem Verfasser zugeben, daß der Amerikaner im ganzen wahrhaftiger sei als der Deutsche, wenn er sich erinnert, daß auch Gründlichkeit zur Wahrhaftigkeit gehört? Aber im ganzen sind Münsterberg's Angaben und Urteile beachtenswert. Eine Demokratie, die, losgetrennt von allen Bildungsquellen Europas, nicht geistiger Verflachung verfällt, sondern vielmehr eine besondere Bildung entwickelt, die in Geistern wie Channing und Emerson schöpferisch wird, ist nur denkbar, wenn diesen Boden ein Glaube befruchtet, der allen zugänglich ist, alle über die Stufe gewöhnlicher Alltäglichkeit hinaushebt, unter harter, gewinnsüchtiger Kolonistenarbeit die Blüten idealer Lebensauffassung hervorsprossen läßt. Nur ein fester Glaube, der viele Stürme überdauert, vermochte solches in einer Gesellschaft zu leisten, für die jede rein weltliche Bildung zunächst ganz unbrauchbar gewesen wäre, weil niemand die Mühe hatte, sie zu pflegen, und weil sie selbst im günstigsten Falle Bildungsunterschiede hervorgerufen hätte, die man noch nicht brauchen konnte. Da ist nun das Zusammentreffen der Anpflanzung der nordamerikanischen Kolonien an der Europa zugewandten atlantischen Küste mit den großen religiösen Bewegungen gerade in West- und Mitteleuropa einer von den Anlässen, in denen geschichtliche Kräfte sich verjüngen, vertiefen und verstärken müssen. Von Neuengland im Norden bis Georgia im Süden sind wegen ihres Glaubens Verfolgte die ersten Begründer der nordamerikanischen Kolonien. Jede religiöse Bedrückung in der Alten Welt warf eine Welle von Märtyrern an den Strand der neuen: Puritaner im Norden, Quäker und „Freunde“ in der Mitte, Hugen-

notten und protestantische Salzburger im Süden. Maryland hat den Versuch gesehen, sogar für die verfolgten Katholiken des protestantisch gewordenen Englands ein Asyl zu bieten. Überall lebt an diesem Strande die religiöse Innigkeit germanischer Gemüter neu auf, gekräftigt unter dem Druck erlittner Verfolgungen. Es regt sich auch der Fanatismus, besonders unter den Puritanern, aber viel stärker und reiner kommen die edelsten und tiefsten Gaben des Christentums zur Geltung; die Duldbung, die Humanität entwickeln sich wie nirgends in der Alten Welt, und es ist eine der bezeichnendsten Tatsachen im Leben dieses Volks, daß Roger Williams *Bloody tenet of persecution*, „das bahnbrechend wie eine neue Offenbarung wirkte,“ eine mit dem Herzblut geschriebne Streitschrift für Duldbung zu den ersten Denkmälern seiner Literatur gehört.

Der Geschichtschreiber der Vereinigten Staaten von Amerika wird schon heute eine Periode kräftigen Glaubenslebens, in der die Religion in irgend einer beschränkten konfessionellen Gestalt den ganzen Gesichtskreis des Menschen einnahm, seinen ganzen Geist ausfüllte, als den ersten und zugleich ausgezeichnetsten, schärfst markierten Abschnitt ihrer Geschichte aussondern. Er nimmt das siebzehnte und den größten Teil des achtzehnten Jahrhunderts, also die größern Hälften ihrer Geschichte ein, aber seine Nachwirkungen sehen und fühlen wir in der Gegenwart, und sie werden noch lange fortleben. Leben heißt aber für diese höchst energische, tätige Form christlicher Gesinnung: wirken, und eine wirkende Kraft ist auch heute noch die Religion in zahlreichen engen und weiten Gemeinden und Gemeinschaften des amerikanischen Volks. Ja, ich wage zu behaupten, daß man trotz der Buntheit der Konfessionskarte der Vereinigten Staaten von heute kein andres Volk im ganzen so wenig ohne Rücksicht auf seine religiösen Verhältnisse beurteilen könne wie die Amerikaner.

Gerade in dieser das Leben durchdringenden Macht irgend einer Gattung von Religiosität ohne jede Rücksicht auf „Denomination“ liegt ein so recht germanischer Zug, dessen Wichtigkeit man nicht hoch genug anschlagen kann. Daß aus geschichtlichen Gründen der Patriotismus der Nordamerikaner ein anderer sein müsse als der der Deutschen, Franzosen, Engländer, ist nicht ohne weiteres als Wahrheit hinzunehmen. Das mag etwa so scheinen, wenn allen diesen „alten“ Völkern ohne weiteres der französische Patriotismus zugesprochen wird, wie in Boutmys lehrreichem, aber an Schiefheiten reichem Buche *Éléments d'une Psychologie politique du Peuple Américain* (1902), wo es von diesem heißt: er hat etwas Religiöses, schließt fromme Ergebenheit und Aberglauben mit ein, steht auf der Höhe der Poesie, die sich daran begeistert. Auf diese Art kann man sehr große Unterschiede der Volksseele finden, es fragt sich nur, ob sie existieren. So setzt denn der Franzose diesem seinem Patriotismus einen amerikanischen entgegen, der nichts mit Poesie noch Religion gemein hat und sich zu der Blut, die das Kernholz der Eiche nährt, verhält wie ein Feuer aus Zweigen und Gras, an dem der Auswanderer sein Auge weidet und seine Suppe kocht. Er erreicht aber den Gipfel des Mißurteils, wenn er hinzufügt, der amerikanische Patriotismus habe keinen Gesang inspiriert, der die Tiefen der Volksseele errege, und der Begriff „Tod fürs Vaterland“ drücke nichts aus, was im amerikanischen Bewußtsein lebe. Offenbar hat dieser Boutmy nichts von

dem heldenhaften Opfertode John Browns und von den Liedern vernommen, mit denen die Regimenter neuengländischer Freiwilliger in den Krieg für die Union gegangen sind. In ihnen schreitet der Geist dieses Märtyrers der Antisklavereibewegung den Soldaten voran. Wie mancher neuengländische Rekrut hat bereitwillig die Todeskugel empfangen, indem er, eines dieser choralartigen Lieder singend, auf John Browns Bahn gegen die Verteidiger der Sklaverei ins Feld zog!

* * *

Wir haben dem Münsterbergischen Buch etwas mehr Raum gewidmet, als wir sonst für neue literarische Erscheinungen übrig haben, die nicht gerade von erschütternder Bedeutung sind. Wir nehmen es als Dokument einer wichtigen Stimmung und als Äußerung eines höchst beachtenswerten Bestrebens auf. Daß seit einigen Jahren unsre Amerikaliteratur nach Menge und Güte so gewaltig gewachsen ist, hat seine tiefer liegenden Gründe. Und diesen eben wollen wir auch unsrerseits gerecht werden. Die Völker der Erde erkennen, je inniger sie sich berühren, immer deutlicher, was ihnen gemein ist, und was sie trennt. Wir fassen es als die Aufgabe der zum Urteil Berufnen auf, diesen Prozeß zu fördern. Von uns Deutschen und Amerikanern liegt es nun offen: im Tiefsten und Besten gleichen wir uns, eben darum gehören die besten Geister beider Völker in einem viel tiefern Sinne beiden an als die, die nur die oberflächlichen Eigenschaften ausprägen. Goethe hat Carlyle gezeugt, und Emerson hat durch Carlyle zu Goethe geführt, das Beste über Goethe gesagt, was überhaupt ein Fremder über ihn sagen kann. Diese Beziehungen sollen nicht verwelken, das Verhältnis Goethe-Emerson soll nicht vereinzelt bleiben. Auch in der Beurteilung der großen Angelegenheiten des Völker- und Staatenlebens müssen sich Grundzüge der gemeinsamen Anlage zur Geltung bringen. Nur darauf beruht die Möglichkeit der Verhütung von Zwisten, der Milderung unvermeidlicher Reibungen. Bei der Bedeutung, die die germanischen Völker heute in der Welt errungen haben, ist ihr wechselseitiges Verständnis eine Sache von viel größern Folgen und Wirkungen als die Verwandtschaftsgefühle, deren sich die romanischen „Schwestern“ so gern, in der Theorie wenigstens, berühmen.

Auf die billige und verständige Beurteilung ihrer eignen Lage und Zukunft, die bei den besonnenen Amerikanern auch mitten in der Begeisterung über den Aufschwung der letzten Jahre nicht aufgehört hat, muß Europa in dem großen Kampf um wirtschaftlichen Vorrang rechnen, der unvermeidlich geworden ist. Die Vertreter einer gemäßigten Wirtschaftspolitik können sich an dieselben Tendenzen des amerikanischen Geistes wenden, die sich im englischen unter ähnlichen Verhältnissen als zuverlässige Stützen des Freihandels erwiesen haben. Als sie Free Trade nicht unter allen Verhältnissen durchführbar fanden, gingen sie wenigstens bis zu Fair Trade zurück, und billiger, einsichtsvoller, friedliebender Handel, das ist es ja, was auch noch von hervorragenden Nationalökonomien der Vereinigten Staaten als die ihrem Lande zuträglichste Politik empfohlen wird. Die großen Stahl-, Petroleum-, Kupferkönige träumen

zwar vom Niedergang aller europäischen Industrien und dem Übergang einer unbeschränkten Welt Herrschaft an die Vereinigten Staaten von Amerika; aber das sind eben Leute, die nur die eine Seite der Sache sehen.

Friedrich Katzell



Aus den Erinnerungen eines alten Burschenschafters

Von Oberbürgermeister Wilhelm Nethé



Am 22. April 1834 bestand ich bei dem damaligen Königl. Oberlandesgerichte in Magdeburg das erste juristische Examen, wurde unterm 29. desselben Monats zum Auskultator ernannt, als solcher am 9. Mai 1834 verpflichtet und dem damaligen Land- und Stadtgerichte in Magdeburg zur Ausbildung überwiesen. Während ich nun unter Leitung des Kriminalrats Borggreve bei dem damaligen Inquisitoriat als Protokollführer beschäftigt war, wurde ich auf Anordnung der Königl. Ministerialkommission in Berlin auf Befehl des Oberpräsidenten von Klewitz am 30. Juni 1834 wegen Teilnahme an der burschenschaftlichen Verbindung in Halle verhaftet, zunächst dem Gefängnis im sogenannten Stockhause in Magdeburg überwiesen und am 1. Juli 1834 mit der Extrapost durch den Gendarmenwachmeister Schwabe auf die Hausvogtei in Berlin übergeführt. Gegen diese Überführung soll, wie mir später mitgeteilt worden ist, von dem Oberlandesgerichtspräsidenten Selbstherr, weil ich dadurch meinem gesetzlichen Richter entzogen worden, jedoch vergeblich Protest erhoben sein. Die Kosten für die Extrapost mußte mein Vater bezahlen, wozu er sich bereit erklärt hatte, nachdem ihm vom Polizeieinspektor Frieße angedroht worden war, daß ich andernfalls zu Fuß nach Berlin transportiert werden würde.

Die Verhaftung erfolgte unter eigentümlichen Umständen. Da schon Gerüchte verlautet waren, daß gegen die frühern Mitglieder der Hallischen Burschenschaft die Untersuchung eingeleitet werden solle, war ich am 29. Juni 1834 — einem Sonntage — nach Burg geritten, um mit zwei sich dort und in Schartau bei Burg aufhaltenden frühern Universitätsfreunden, die der Burschenschaft in Halle ebenfalls angehört hatten, Rücksprache zu nehmen. Wir verkehrten heiter zusammen. Gegen zwölf Uhr Nachts kam ich nach Magdeburg zurück, ohne zu ahnen, daß, wie ich erst später erfahren habe, schon am 29. Juni polizeilich nach mir recherchiert worden war und das Verhängnis somit schnell herankam. Am 30. Juni Morgens sieben Uhr, während ich noch im Bette lag, erschien der Polizeieinspektor Frieße mit zwei Gendarmen zum Schrecken meines Vaters und meiner jüngern drei Schwestern im väterlichen Hause, ließ sich auf meine Stube führen, hieß mich aufstehn und eröffnete mir dann, daß er mit Beschlagnahme meiner Papiere — es waren das vier Kollegienhefte, Universitätszeugnisse und dergleichen — und mit meiner Verhaftung beauftragt sei. Unter dem Wehklagen meines Vaters und meiner Geschwister mußte ich ihm nach dem Stockhause folgen, wo ich von dem Gefängniswärter Braun, für den ich infolge meiner Beschäftigung beim Inquisitoriat bis dahin eine Respektsperson gewesen war, in Empfang genommen und in seinem guten Zimmer untergebracht wurde. Meine Mitgefangnen waren mir vom Inquisitoriat her größtenteils bekannt. Ich erinnere mich noch eines von ihnen in den Abendstunden ausgeführten Chorgesanges, worin der Refrain war: „Der Reiche wird geliebet, der Arme wird gefaßt.“

Die Reise nach Berlin ist mir noch lebhaft im Gedächtnis. Wir fuhren am 1. Juli Morgens um vier Uhr aus Magdeburg. In Schermen an der Berliner